

„Kann denn Liebe Sünde sein?“

Überlegungen zum Verhältnis von Liebe, Sexualität, Spiritualität und Sünde aus theologischer Sicht*

Reinhold Bernhardt, Basel

Zusammenfassung: Ausgehend von der Ambivalenz der Liebe, die zu höchster Erfüllung, aber auch in destruktive Abhängigkeiten führen kann, wird zunächst nach der Beziehung von Liebe und Sünde gefragt. Aus biblischer Sicht kann authentische Liebe nicht Sünde sein, denn sie gründet in Gott, dessen Wesen Liebe ist. Sünde besteht demgegenüber im Getrenntsein von Gott. – Im zweiten Teil des Artikels wird nach der Beziehung von Spiritualität und Sexualität gefragt und dabei zunächst die Entwicklung der Leib- und Sexualfeindschaft im Christentum nachgezeichnet. Im ausgehenden 20. Jh. wurde die Bedeutung der Leiblichkeit des Menschen wie auch die ‚leibliche‘ Dimension des Geistes Gottes im westlichen Christentum wieder neu entdeckt und damit die Beziehung zwischen Sexualität und Spiritualität neu bestimmt. Als kreative, vitalisierende, lebenschaffende, heilende Kraft umgreift der Geist Gottes den ganzen Menschen in der Einheit von Leib und Seele. Das schließt auch die himmlischen Höhenflüge der Sexualität mit ein.

Schlüsselwörter: Spiritualität, Sexualität, Sünde, Liebe.

Im 100. Geburtsjahr von Zarah Leander nehme ich ihren Schlagertitel aus dem Jahr 1938 (aus dem Film „Der Blaufuchs“) auf und frage aus theologischer Sicht, ob denn Liebe Sünde sein kann. Meine Antwort ist kurz und glasklar: Liebe kann niemals, in keinem Fall und unter keinen Umständen Sünde sein!

Nun gibt es aber doch ganz offensichtlich Formen von Liebe, die ethisch zumindest problematisch oder sogar ganz eindeutig verwerflich sind. Die Liebe eines Pädophilen etwa oder Formen von Liebe, die den Partner mit aller Gewalt festhalten und zu seinem vermeintlichen Glück zwingen wollen, oder solche, bei denen dieser Partner sich selbst demütigt, unterwirft und aufopfert, um den Geliebten nicht zu verlieren. Liebe kann ein Heilmittel sein, aber auch pures Gift – besonders dann, wenn sie sich in Strukturen von Macht und Ohnmacht verstrickt. Sie kann zu einer Sklavenmacht werden, die Menschen gefangen nimmt und in Abhängigk

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf der Tagung von Calumed e.V. „Liebe deine Nächsten. Spiritualität und Sexualität“ am 18. 5. 2007 in Berlin

Liebe ist eine ambivalente Kraft, die einen Menschen in den siebten Himmel emporheben, ihn aber auch in tiefste Höllenqualen hinabstürzen kann. Ihre Schattenseite – die Eifersucht – folgt ihr auf dem Fuß. Verletzte Liebe setzt enorme emotionale Potenziale frei, die sich bis zur blinden Wut steigern können. Dass Liebe in ihrer Licht- wie in ihrer Schattenseite die Realitätswahrnehmung massiv beeinträchtigen kann, also blind macht, weiß ja schon das Sprichwort. Um dieses Risiko von vornherein zu vermeiden, sagen sich manche Zeitgenossen: „Eine gute Beziehung ja – aber bloß keine Liebe.“ Denn wer liebt, liefert sich aus und verliert sich – und es kann verdammt wehtun, verloren zu gehen oder den Geliebten zu verlieren.

Andererseits heißt es im Neuen Testament, dass nur der, der sich verliert, sein Leben gewinnen kann (Lk 17,33 u. ö.). Wer sein Leben dagegen mit beiden Händen krampfhaft festhält, immunisiert und einbetoniert, der wird es verlieren. Die Kunst, sein Leben zu gewinnen, besteht darin, es aus der Hand zu geben, es loszulassen, sich einzulassen auf andere Menschen, auf die Um- und Mitwelt und letztlich auf den göttlichen Grund allen Seins. Man kann sich üben in dieser Kunst, aber letztlich ist es ein unverfügbares Geschenk, Erfüllung in der Selbstentäußerung zu finden. Das war die Weisheit der Mystiker, die eine Spiritualität des Loslassens gelehrt haben – die Kunst der Liebe als die Kunst des Sich-Verlierens.

Liebe ist also riskant. Das von ihr ausgehende Glück wie die von ihr ausgehende Gefahr besteht darin, dass sie den Liebenden gewissermaßen dezentriert. Wer liebt, hat sein Zentrum nicht mehr in sich, sondern in einem/r anderen. Er/sie lebt ex-statisch im ursprünglichen Sinn des Wortes: Er steht aus sich heraus, transzendiert sich, ist außer sich – und schwebt damit immer in der Gefahr, sich in Abhängigkeit zu begeben. Deshalb ist Liebe immer auch eine Bedrohung für das Selbst-Sein.

Ideal ist die Balance von Aus-sich-Herausgehen und doch Bei-sich-Sein. Das aber nicht in einer statischen Polarität, sondern in der immer neu ansetzenden Dynamik des Aus-sich-Herausgehens und Sich-dabei-im-Anderen-Findens, immer wieder neu und anders als es im bloßen Bei-sich-Bleiben möglich gewesen wäre. Ideal ist zudem die Gegenseitigkeit in der Selbstüberschreitung der beiden Partner, die aber nie erwartet oder gar gefordert werden kann. Eine tragfähige Liebesbeziehung hält auch Phasen der Einseitigkeit aus.

Eine Liebe, die diese Transzendierung und Dezentrierung verweigert und egozentrisch bleibt – vielleicht, um sich vor dem Selbstverlust zu schützen –, widerspricht dem Wesen der Liebe und hört damit auf, Liebe zu sein. So ist es beim Pädophilen, der nicht in der Lage ist, sich in das begehrte Kind hineinzusetzen und von ihm und seinem Wohl her zu denken. Oder bei jemandem, der Liebe im Modus des Habens und nicht des Seins praktiziert (in Anspielung auf Erich Fromms Buch 1976/2003¹¹; siehe auch: ders. 2003, 2005⁴, 1956/2001⁵⁹), als Liebe, die den oder die Geliebte besitzen will.

Authentische Liebe gibt es nur in der Spannungseinheit zu Freiheit. Liebe und Freiheit sind entgegengesetzte Kräfte, die aber in einer Kontrastharmonie zusammengehören: Liebe ist eine Anziehungskraft und hat immer eine Tendenz zur Vereinnahmung und Verschmelzung. Freiheit ist eine Fliehkraft; sie wahrt den Abstand, das Selbstsein der Partner und ihre Unabhängigkeit. Verabsolutierte Liebe führt zum Ich-Verlust in der Symbiose, verabsolutierte Freiheit zur Isolation und Ein-

samkeit des Ich. Das ideale Beziehungsmuster besteht in der Polarität von Liebe und Freiheit: Liebe in gegenseitiger Freiheit. In der Verbundenheit mit dem/der anderen seine/ihre Verschiedenheit anzuerkennen und ihm/ihr so in einer Haltung der respektvollen Distanz nahe zu sein und immer auch gegenüber zu bleiben. Ein immer neu auszutarierendes Wechselverhältnis von Nähe und Distanz, Bindung und Lösung.

Den anderen frei sein und bleiben lassen – das bedeutet auch, ihn auf kein Bild festzulegen, das ich mir von ihm mache. In den Worten von Max Frisch: „Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, dass sie uns in der Schwebe des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen ja, dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis.“ (1950/1981, 31).

Liebe, wirkliche Liebe, die nicht auf das Ego zentriert ist, sondern einen anderen in seiner Andersheit liebt, ohne ihn zum Alter Ego zu machen – ohne dabei aber auch das eigene Ego für die Beziehung zu opfern und in Abhängigkeit zu geraten, Liebe, die vielmehr dem Liebenden eine neue Weite und Fülle seines Selbstseins eröffnet, die er aus sich heraus nie hätte erreichen können, die ihm seine Freiheit lässt und neue schenkt – *solche* Liebe kann niemals und in keinem Fall und unter keinen Umständen Sünde sein. Sie ist das genaue Gegenteil von Sünde.

I. Liebe und Sünde

Es gibt in der ganzen Bibel nicht einen einzigen Vers, in dem das Wort „Liebe“ zusammen mit dem Wort „Sünde“ vorkommt. Im Alten Testament bezieht sich der für Liebe gebrauchte hebräische Begriff *'hb* auf Personen, Dinge und Handlungen. Mit Selbstverständlichkeit wird er auch im erotischen Sinn gebraucht, wobei „(d)er Unterschied zwischen erotischer und nicht-erotischer Liebe zwar empfunden (2. Sam 1,26), aber sprachlich nicht eigens ausgedrückt (wird)“ (Schmidt, Delling 1971, 372). Das gleiche Wort kann auch für die Liebe Gottes wie für die Liebe zu Gott und sogar für die Liebe zu Götzen verwendet werden. Ein anderer Ausdruck (*rh̄m*) steht für Liebe im Sinne von Mitleid und Erbarmen. Auch er wird auf das Erbarmen Gottes wie auf die barmherzige Zuwendung zu bedürftigen Menschen bezogen. Beides gehört auch sachlich eng zusammen: Im Erbarmen Gottes ist das Ethos der Barmherzigkeit begründet.

Nach dem Neuen Testament – besonders im Johannesevangelium und in den Johannesbriefen – ist das Wesen Gottes durch Liebe bestimmt. „Gott ist Liebe“ heißt es in 1 Joh 4,7f: „Die Liebe ist von Gott, und wer liebt, der ist von Gott geboren und kennt Gott. Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.“ „Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen“ (1 Joh 4,12). „(Denn) Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1 Joh 4,15).

Diese Liebe Gottes strahlt aus in der Kraft seines Geistes. Als Strahlkraft stellt sie eine transrelationale und transpersonale Macht dar, die sich in Beziehungen

und Personen realisiert. Michael Welker beschreibt sie zutreffend „als weltveränderndes Kraftfeld“ (Welker, 1992, 233). „Die Liebe wird zu einer vielfältige Beziehungsgeflechte bestimmenden, umgestaltenden, schaffenden Ausstrahlungs- und Anziehungskraft, die dabei komplexe soziale Lebensverhältnisse durchdringt“ (ebd.). Sie kann also nicht auf Ich-Du-Beziehungen reduziert werden, sondern liegt diesen voraus. Daher beschreiben englischsprachige Liebende ihren wundersamen Zustand so treffend, wenn sie sagen: „I am in love“. Darin kommt die überpersonale Mächtigkeit der Liebe zum Ausdruck, ihre Eigendynamik, die die Liebenden erfasst und mitreißt – so dass ihnen zuweilen Hören und Sehen vergeht.

Sünde im theologischen Sinn meint nun das genaue Gegenteil zu dieser Bewegung der Öffnung für die Strahlkraft der Liebe Gottes: die Selbstabschließung gegenüber Gott, das Getrenntsein von Gott. Das deutsche Wort „Sünde“ kommt von „Sund“, dem Meeresgraben. Sünde ist nicht zuerst ein moralisches Fehlverhalten, sondern der Abgrund, der von Gott trennt. Oder in einem anderen Bild: Sünde ist das Abschneiden der Nabelschnur, die den Menschen mit der göttlichen Quelle des Lebens, der Lebenskraft und Lebensfreude verbindet. Das Abschneiden dieser Nabelschnur bewirkt, dass er auf sich selbst zurückgeworfen ist – vom amor Dei (der Gottesliebe) auf den amor sui (die Selbstliebe). Der „Sünder“ ist ganz auf sich selbst bezogen, auf sich selbst zentriert – ego-zentrisch eben. Sein Herz verkrümmt sich/verbiegt sich in sich selbst.

„Sünde“ im theologischen Sinn ist damit zunächst zu unterscheiden von „Sünde“ im moralischen Sinn des Verstoßes gegen Normen und Regeln. Im theologischen Sinn ist „Sünde“ eine meta-moralische, existentielle Kategorie, die weniger auf Fehlverhalten, Vergehen und Schuld verweist, sondern mehr auf das Verfehlen des Lebens. Das griechische Wort für Sünde (hamartia) stammt aus der Sprache der Bogenschützen und meint das Verfehlen des Zieles. Der Mensch, der sich auf der Suche nach Leben verrennt und verliert – das ist der Sünder. Und das kann jedem passieren, weshalb der Ruf Jesu zur Umkehr allen gilt – gerade auch den Frommen, die in der Gefahr der Selbstgerechtigkeit stehen.

In den drei Gleichnissen vom verlorenen Sohn, vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Geldstück in Lk 15 wird dem Hörer bzw. Leser gesagt: Gott klagt den, der sich verloren hat, nicht an, sondern geht ihm nach, sucht ihn, will ihn finden und in Liebe wieder aufnehmen. Und so geht er ihm entgegen, wenn er zurückkommt, und schließt ihn in die Arme. Das ist die Lösung aus der Selbstverfallenheit – die Erlösung.

Sünde steht also im diametralen Gegensatz zur Liebe. Sünde meint die Selbstabschließung des Menschen, die Abschottung gegen den Strom des Lebens und gegen den Quellgrund des Lebens, gegen Gott, der in seinem tiefsten Wesen Liebe ist. Dies ist keine moderne Sündenlehre. Das alles findet sich schon bei Martin Luther im 16. Jh., bei Augustin im 5. Jh. und bei Paulus im 1. Jh.

Aus der Natur wissen wir, dass nur offene Systeme lebensfähig sind, Systeme, die im Energie- und Informationsaustausch mit ihrer Umwelt stehen. Wenn ein System sich dagegen abschließt, stirbt es. Und so ist auch das menschliche Leben auf Kommunikation und Sozialität angewiesen. Genau das ist ja der Grundvorgang der Liebe: nicht bei sich selbst bleiben, sondern aus sich herausgehen, sich

entäußern, sich mitteilen, um darin zu sich selbst zu kommen. Liebe ist Selbstüberschreitung auf den anderen hin – um seiner selbst und damit auch um meiner selbst willen.

Aus der Gottesliebe folgt unmittelbar die Menschenliebe. Man kann Gott nicht lieben, ohne den Nächsten zu lieben – heißt es immer wieder im Neuen Testament. „Hat uns Gott so geliebt, so sollen auch wir untereinander lieben.“ (1. Joh 4,10–11) „Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht? Und dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebt.“ (1. Joh 4,20f.) Als Jesus nach dem höchsten Gebot gefragt wird, antwortet er knapp: Gottes- und Nächstenliebe (Mt 22, 36–40).

Dieser Zusammenhang von Gottes- und Menschenliebe lässt sich nun umgekehrt auch auf das Verständnis von Sünde anwenden: Sünde ist die Abwendung von Gott als der Quelle des Lebens *und* die Abschottung gegenüber dem bedürftigen Mitmenschen und damit gegenüber dem Netzwerk des Lebens.

„Liebe“ bedeutet in der Antike etwas anderes als die emotionale Zuneigung, die seit dem mittelalterlichen Minnesang (11. Jh.) und dann in der Romantik (Ende 18. Jh./Anfang 19. Jh.) bestimmend für das Verständnis von Liebe geworden ist. In der Antike steht „Liebe“ für die äußere Solidarität mit dem/der anderen und die innere Teilnahme an seinem/ihrem Ergehen. Und das kann ohne jedes Liebesgefühl geschehen. Man kann das, was mit „Nächstenliebe“ gemeint ist; auf die Formel bringen: dem anderen gerecht werden. Es geht also weniger um Gefühl und mehr um Gerechtigkeit. Und damit ist Liebe nicht nur eine Sache der Empfindung, sondern auch des klaren Verstandes, des Willens und Handelns. Und Verstand, Willen und Handeln können auch dem Gefühl entgegenstehen. Manchmal gebietet die Vernunft eine schmerzhaftige Trennung – gegen die Stimme des Gefühls – aber aus Liebe. Manchmal verhindert das Gefühl geradezu die klare Wahrnehmung der Situation und dessen, was diese Situation erfordert. Nächstenliebe darf nicht von der Sympathie abhängen, die ich einem Hilfsbedürftigen gegenüber empfinde, sonst wäre der Unsympathische schlecht dran. Nach dem, was Jesus in der Bergpredigt gesagt hat, soll sie auch denen gelten, zu denen ich gar keine Beziehung habe – den Fremden –, und sogar denen, zu denen ich eine negative Beziehung habe – den „Feinden“.

Antike Sprachen kennen verschiedene Begriffe für die verschiedenen Formen von Liebe: Das Griechische etwa unterscheidet zwischen *agapē* (Nächstenliebe), *philia* (freundschaftlicher Zuneigung), *eros* (leidenschaftlicher Liebe) und *ethymia* (Begierde); das Lateinische ganz ähnlich zwischen *caritas* (helfender Solidarität), *amicitia* (Freundschaft), *dilectio* (Hochschätzung – nichtsinnliche, geistige Liebe), *amor* (sinnliche Liebe) und *concupiscentia* (Begierde).

Man kann diese Bögen von der rein geistigen über die sinnliche zur leidenschaftlichen Liebe so zusammenfassen, dass man – mit Friedrich Nietzsche – zwei Grundformen der Liebe unterscheidet: die begehrende und die sich schenkende (Nietzsche, 1883/1885, I, 22 und I, 16, I, 53). Aber auch die begehrende Liebe ist nach Überzeugung der biblischen Autoren nicht an sich sündig. *Eros* – die Leidenschaft, die darauf zielt, im anderen aufzugehen – ist nicht einfach gleich Egoismus und schon gar nicht etwas an sich Wider-Göttliches. Sie ist eine Gabe Gottes, aber wie alle guten Gaben Gottes auch missbrauchbar. Leidenschaft kann Leiden schaffen.

Und dann braucht es die annehmende, die schenkende Liebe, die sich dieses Leidens annimmt.

II. Spiritualität und Sexualität

In allen Religionen gibt es asketische leib- und sexualitätsfeindliche Strömungen, aber auch Strömungen, die durch Sinnlichkeit zum göttlichen Sinngrund zu gelangen suchen. Zwei Wege stehen sich gegenüber: der Weg der Entsinnlichung und der Weg der Sinnlichkeit. Auf der einen Seite das Streben danach, frei zu werden von aller Begierde und Anhaftung an das Sinnliche, Leidenschaftliche und Leidenschaftfende. Alle Erregung soll durch Meditationstechniken und Übungswege wie Chi Gong, Gebete, Tai Chi, Vipassana, Yoga, Zen stillgestellt werden. Ziel ist das Leerwerden, die vollkommene Ruhe, das Loslassen aller Gedanken und Gefühle bis zum Ankommen im „ewigen Jetzt“. Auf der anderen Seite die Suche nach ekstatischer sinnlicher Vereinigung mit dem Göttlichen wie im Tantra, im sexuellen Yoga, in sufistischen Ritualen oder schamanistischen Praktiken. Das Ziel ist hier die Ekstase, die orgiastische Selbstübersteigerung und -auflösung.

Sogar die christliche Mystik konnte in Form der Brautmystik starke Züge einer sublimierten Erotik tragen – die Christumystik etwa, die von Bernhard von Clairvaux ausging und in den deutschen Frauenklöstern des Mittelalters intensiv nachwirkte. Christus wurde als Seelenbräutigam verehrt, dem sich die Nonne wie eine Braut ihrem Bräutigam hingab.

Im Hintergrund steht ein biblisches Buch, das von Erotik nur so überfließt: das Hohelied der Liebe. Nur eine Kostprobe daraus: Die Liebende sagt zu ihrem Geliebten: „Fände ich dich draußen, so wollte ich dich küssen, und niemand dürfte mich schelten! Ich wollte dich führen und in meiner Mutter Haus bringen, in die Kammer derer, die mich gebar. Da wollte ich dich tränken mit gewürztem Wein und mit dem Most meiner Granatäpfel. Seine Linke liegt unter meinem Haupt, und seine Rechte herzt mich. ... Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn.“ (8,1–3.6)

Wie in keinem anderen Buch der Bibel fließen hier erotische Sinnlichkeit und Spiritualität zusammen. Erotik und Sexualität sind dabei nicht nur eine Allegorie der Gottesliebe (wie man es immer wieder behauptet hat), sondern ihr verwandt (wie es in der Rede von der „Flamme des Herrn“ zum Ausdruck kommt). Die Dimension des Unendlichen öffnet sich nicht nur in der platonischen, sondern auch in der erotischen Liebe, in der vollkommenen Selbstvergessenheit der Sehnsucht nach dem Geliebten und der höchsten und tiefsten Erfüllung im Liebesakt.

Auch an anderen Stellen in der Bibel finden sich positive Aussagen über die Lebensfreude in der Liebe. In Pred 9,9 heißt es: „Genieße das Leben mit der Frau, die du liebst, alle Tage deines flüchtigen Lebens, die Gott dir unter der Sonne gegeben hat.“ Von Jesus hören wir kein Wort der Verurteilung von Sexualität.

Auf der anderen Seite stellt Friedrich Nietzsche im Rückblick aber zu Recht fest: „Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken; er starb zwar nicht daran, aber er verkam zu einem Laster.“ (1886, Aph. 168) Wo und wie kam es zu dieser Lästerung des Eros, zu den dezidiert leib- und sinnlichkeits- und sexualitätsfeindlichen Strömungen? Warum hat sich das Christentum mit der erotischen Liebe so schwer getan?

In einer kurzen Skizze will ich diese Entwicklung in ganz groben Zügen nachzeichnen. Dabei zeigt sich, dass die Leib- und Sexualfeindlichkeit oft eine Reaktion auf Strömungen war, die das Leibliche, Sinnliche und Sexuelle sehr stark betont haben – sei es in der eigenen jüdisch-christlichen Religion oder in der religiösen und kulturellen Umwelt. Nicht selten haben Vertreter des Christentums dabei auch einer überzogenen Abwertung des Weltlichen, wie sie von manchen Philosophenschulen vertreten wurde, widersprochen. Immerhin galten ihnen die Welt und der Mensch in seiner leib-seelischen Einheit als Schöpfung Gottes. Also durfte man ihn verteufeln.

(a) In der Frühzeit Israels waren kanaanäische Fruchtbarkeitssymbole in Israel weit verbreitet. In vielen Häusern des 8. und 7. Jh. v. Chr. standen kleine Frauenfiguren, die stolz ihre Brüste zeigen (Keel, 2005, 23). Üppige Brüste galten als ein Symbol des Segens, wie wir aus 1. Mose 49,25 wissen. Gleichzeitig symbolisierten sie die sexuelle Lust: „Freue dich der Frau deiner Jugendtage ... ihre Brüste quellen dir jederzeit über, und an ihrer Liebe kannst du dich jederzeit betrinken.“ (Spr 5,18f)

Als sich Israel dann im 7. und 6. Jh. v. Chr. von seiner kanaanäischen Umwelt abgrenzte, wurde auch die Sexualmoral verschärft. Sexualität wurde jetzt stärker an den Zweck der Fortpflanzung gebunden – Nachkommen galten als Segen Gottes – und die Ehe sollte nur mit Israeliten geschlossen werden, um das Volk rein zu erhalten. Aber immer noch war Sexualität etwas Positives: Die Mitarbeit am Schöpfungswerk Gottes.

(b) Jahrhunderte später war es wieder eine Abgrenzung, die zu einer (diesmal noch schärferen) Zurückdrängung der Sexualität führte: die Abgrenzung von der griechisch-römischen Freizügigkeit im Sexuellen. Korinth war eine Hafenstadt mit allem, was dazu gehört: Prostitution, Promiskuität, ausschweifende Vergnügungen jedweder Art. Paulus wusste, wie es dort zuging, und er wusste um die negativen Begleiterscheinungen. So schrieb er den Christen in Korinth sinngemäß: „All diese Lust und Laster halten euch ab vom dem, was ihr eigentlich zur Erfüllung eures Lebens nötig hättet: der Hinwendung zu Gott, der euch in Christus entgegengekommen ist. Wo ihr von den fleischlichen Begierden beherrscht werdet, da seid ihr nicht frei für diese Verwandlung. Lasst euch nicht von eurer Triebstruktur unterjochen. Legt den Fleischesleib ab und lasst euch mit dem Christusleib neu bekleiden, um so zu einem neuen Leben aufzuerstehen – und das nicht erst jenseits der Todesgrenze, sondern hier und jetzt.“

Mit seiner Zurückdrängung der „fleischlichen Begierden“ schwimmt Paulus mehr im griechischen als im jüdischen Traditionsstrom. Im „Phaidon“ hatte Platon den Körper als Gefängnis der Seele bezeichnet. Lust und Begierde schwächten die Seele. Also müsse der Mensch davon frei werden, um in die göttliche Geistsphäre zu kommen. Noch viel leibfeindlicher war die antike Gnosis, die auch eher aus hellenistischen als aus jüdischen Wurzeln keimte. Auch hier ging man davon aus, dass der göttliche Lichtfunke in der Finsternis des Körpers und der materiellen Welt gefangen sei und daraus erlöst werden müsse.

Paulus war längst nicht so radikal wie diese leibfeindlichen Strömungen seiner Zeit. Er lehnte nicht das Körperliche und Sexuelle als solches ab, sondern die Begierde, die das „Fleisch“ beherrscht und damit den Menschen gefangen nimmt. Der Mensch soll sich nicht von seinen Trieben und Lüsten bestimmen lassen, sondern von der Kraft des Geistes Gottes, dem spiritus sanctus, also der Spiritualität.

Das Sexuelle wird als solches nicht mit Sünde gleichgesetzt. Sünde ist die Macht, die von Gott trennt, und diese Macht kann sich im „Fleisch“ des Menschen festsetzen und den Menschen damit versklaven. Nicht das Sexuelle ist das Problem, sondern die Leidenschaft, die Lust, das Begehren, wenn sie um ihrer selbst willen gesucht wird – ganz ähnlich wie im Buddhismus.

Auch die stoische Ethik ging vom Grundsatz aus, dass man nichts um der Lust willen tun darf. In ihrem Ideal der „apatheia“ fordert sie die Leidenschaftslosigkeit („Apathie“), die sprichwörtliche stoische Ruhe. Diese philosophische Weltanschauung hatte nicht geringen Einfluss auf das Christentum in den ersten Jahrhunderten.

Es gab in der griechischen Geisteswelt der Antike also einen starken Zug zur Abwertung des Leiblichen und Sexuellen, gegenüber dem sich Paulus eher noch zurückhaltend ausnimmt. Er lockert sogar rigidiere Formen der Sexualmoral, indem er zwar am Ideal der Ehelosigkeit festhält, aber den ehelichen Geschlechtsverkehr zulässt (1. Kor 7.1–9), denn „es ist besser zu heiraten, als sich in Begierde zu verzehren“ (9).

Eine gute Übersicht zu den biblischen Aussagen über Sexualität und Homosexualität findet sich in EKD (1996), Abschnitt 2, und in: Liebe und Eros zur Zeit der Bibel (2001).

(c) Zur eigentlichen Verurteilung der Sexualität kam es erst bei Augustin im 4. Jh. Er entwickelte die Lehre von der Erbsünde aus Ansätzen, die sich bei Paulus finden. Die Ursünde der Menschheit wird demnach wie eine Infektionskrankheit durch die Zeugung übertragen. Damit war der Geschlechtsakt als etwas Unreines qualifiziert und mit Schuld besetzt. Besonders der Frau haftete dabei – in der Nachfolge der Sünde Evas – die Verantwortung für diese Schuld an. Sie galt als potenzielle Verführerin, was zu einer Zurückdrängung und Verurteilung der weiblichen sexuellen Bedürfnisse führte.

Spiritualität und Sexualität standen nun in direktem Gegensatz zueinander. Spiritualität – das Erfülltsein vom Heiligen Geist – war nur bei gleichzeitiger Zurückdrängung des Sexuellen möglich. Wenn schon Sex, dann nur als notwendiges Übel zur Fortpflanzung, aber dieses Übel hatte den Charakter des Unreinen und Verderbten. Damit waren die Weichen für die Trennung von Leiblichkeit und Geistlichkeit im Christentum gestellt. Von nun an galt: Der Glaube erhebt die Seele, die Sexualität befriedigt den Leib. Erlösung bedeutet Vergeistigung, Überwindung des Leiblichen und seiner Triebe.

Auch bei Augustin war es wieder eine Abgrenzung, aus der diese Verurteilung der Sexualität hervorging: Er wendete sich damit nicht zuletzt von seiner eigenen Vergangenheit ab, in der er selbst ein ausschweifendes Leben geführt hatte – auch in sexueller Hinsicht.

(d) Mit seiner Kritik am Mönchtum, an der mönchischen Askese und am Zölibat gab Martin Luther der Sexualität wieder eine positivere Wertung, wenn sie auch noch nicht als eigener Wert in den Blick kommen konnte. Sie war und blieb zwar an die Ehe gebunden, aber dort sollte sie regelmäßig und ohne Bindung an den Zweck der Fortpflanzung gepflegt werden. In dieser Hinsicht ließ sich Luther (angeblich) von der Maxime leiten: „der Wochen zwier, schadet weder dir noch ihr“.

Auch die Ehe wurde profanisiert und nüchtern als „weltlich Ding“ angesehen. Damit war sie klerikaler Reglementierung entzogen und in die Verantwortung der Eheleute und ihrer Familien gestellt. Es braucht zwar noch lange, bis die Ehe von

einer patriarchalen in eine partnerschaftliche Lebensform überführt werden konnte, doch mit der Reformation war ein Hindernis auf diesem Weg beiseite geräumt.

Seit einigen Jahrzehnten hat sich in vielen christlichen Gemeinschaften und Bewegungen innerhalb und außerhalb der Kirchen eine Neubewertung der Sexualität entwickelt – und zwar gerade im Zusammenhang mit der Rückbesinnung auf Spiritualität als der Kraft des Geistes Gottes. Man hat neu gesehen, dass „Geist“ in der biblischen Überlieferung nicht im Sinne eines philosophischen Verständnisses als Geistigkeit zu deuten ist – als das Ideelle im Gegenüber zum Körperlichen und zum Materiellen. In der Bibel ist mit „Geist“ vielmehr eine kreative, vitalisierende, lebensschaffende, heilende Kraft gemeint. Und diese Kraft umgreift den ganzen Menschen in der Einheit von Leib und Seele. Sie schließt das Leibliche ein und wirkt in ihm – auch in den himmlischen Höhenflügen der Sexualität.

So schreibt sogar Papst Benedikt XVI. in der Enzyklika „Deus caritas est“ (25. 12. 2005): „Wenn der Mensch nur Geist sein will und den Leib sozusagen als bloß animalisches Erbe abtun möchte, verlieren Geist und Leib ihre Würde. Und wenn er den Geist leugnet und so die Materie, den Körper, als alleinige Wirklichkeit ansieht, verliert er wiederum seine Größe.“ (Benedikt XVI. 2005, Abs. 5) Und Johannes Paul II hatte noch deutlicher den Wert auch der Sexualität hervorgehoben: „Wenn die menschliche Sexualität nicht als ein hoher, vom Schöpfer geschenkter Wert betrachtet wird, verliert auch der um des Himmelreiches willen geleistete Verzicht auf sie seine Bedeutung.“ (Johannes Paul II, 1981, Abs. 16) Auch die evangelische Kirche spricht sich eindeutig dafür aus, Sexualität frei, bewusst und verantwortlich zu leben – als eine wunderbare Kraft, die Menschen tief miteinander verbindet.

Zentral für das christliche Menschenbild ist die Einsicht, dass der Mensch eine Einheit aus Leib und Seele, „Fleisch“ und Geist, Trieb und Ethos bildet. Wo der eine dieser Pole über den anderen erhoben wird, ihn abwertet und verdrängt, nimmt diese Einheit Schaden. Ein Körper- und Sexualitätskult wird dem Menschen ebenso wenig gerecht wie seine entsinnlichende Vergeistigung. Sinn und Sinnlichkeit, Heil und Wohl gehören zusammen und sind aufeinander angewiesen.

Wie die Liebe, so hat auch die Sexualität ihre dunklen Seiten. Auch sie (und gerade sie) kann sich mit Machtgelüsten verbinden; im schlimmsten Fall mit dem Machtgefühl, das sich an der (gewaltsamen) sexuellen Demütigung eines Menschen (meistens einer Frau) berauscht. Das ist ohne Zweifel Sünde im moralischen und im theologischen Sinn. Die potenzielle Bestialität des Menschen hat sich immer auch im Sexuellen geäußert. Lust ist daher wirklich ein höchst ambivalentes Phänomen – darin liegt das Wahrheitsmoment ihrer kritischen Beurteilung in der christlichen Tradition. Sie ist aber auch nicht an sich Sünde. Das Neue Testament bringt die Gründe und die Abgründe des Menschseins illusionslos zur Darstellung und fordert eine kritische Unterscheidung der „Geister“ – heute würden wir eher sagen: der „Geisteshaltungen“. Der entscheidende Maßstab dafür ist nach Paulus die Liebe als Gabe Gottes (Gal 5,19–23). Das lässt sich auch anwenden auf die Geisteshaltung, aus der eine sexuelle Beziehung gelebt wird. Die Leitfrage zur Unterscheidung dieser Einstellungen würde dann lauten: Aus welcher Haltung, aus welchem Geist heraus geschieht eine sexuelle Begegnung: aus dem Streben nach egoistischem Lustgewinn, der den/die andere/n zum Instrument der eigenen Befriedigung macht, oder

aus der vorhin beschriebenen Haltung der Liebe, die sich selbst entäußert, um sich im anderen wiederzufinden, die sich achtsam auf die Bedürfnisse, die Empfindungen, auch auf die Blockaden des anderen einlässt und so in eine seelisch-leibliche Intimität führt.

Sexualität ist weit mehr als Erregung und Bedürfnisbefriedigung. Zu erfüllender Sexualität gehört die Resonanz nicht nur der Körper, sondern auch der seelische und geistige Einklang. „Einklang“ bedeutet dabei nicht ein Zusammenfallen in differenzloser Einheit, sondern gerade das knisternde Zusammenspiel spannungsgeladener Pole. Wenn sie sich als elementare Lebenskraft von der göttlich-geistlichen Liebes-Quelle des Lebens durchströmen lässt, dann kommen Spiritualität und Sexualität, Gottesbeziehung und Partnerbeziehung zusammen.

Zu erfüllender Sexualität gehört Vertrautheit, die ein grenzenloses Sich-Öffnen ermöglicht, das Ineinanderfließen von Geben und Empfangen in zärtlicher Sensibilität und leidenschaftlicher Lust. Sie ist zutiefst verbunden mit der Lebens- und Beziehungsgeschichte der beiden Partner; ein Prozess, der den Schutzraum einer verbindlichen Beziehung braucht, in der die Partner einander verpflichtet sind. Nicht die äußere Form der Beziehung, sondern ihre innere Qualität ist dabei entscheidend. Es gibt Ehen, die schon längst gebrochen sind, bevor es zu dem, was man gemeinhin „Ehebruch“ nennt, kommt. Und es gibt sehr gute, tragfähige, verlässliche Beziehungen, die keine Ehen sind. In welcher Beziehungsform sich also die innige und intime Gemeinschaft mit einem anderen Menschen vollzieht, ist nicht so entscheidend, als dass sie in Liebe geschieht. Liebe aber – wie gesagt – nicht primär als auffallendes (und sich dann auch wieder verflüchtigendes) Gefühl, sondern als „dem anderen gerecht werden (wollen)“ und gerade darin zur eigenen Erfüllung kommen.

Die Maxime dafür finde ich ausgerechnet bei Augustin – bei *der* Person also, die das Sexuelle so negativ gesehen und damit eine unheilvolle Wirkungsgeschichte im Christentum ausgelöst hat. „Dilige, et quod vis fac“, schreibt er in einem Kommentar zum 1. Johannesbrief. „Liebe nur, und dann tue, was du willst.“ Das heißt: Wenn du nur die Liebe hast (oder besser: wenn du in der Liebe bist), auf die es vor Gott ankommt, dann bist du völlig frei in deinem Handeln. So wie ein guter Baum gute Früchte trägt, so wird alles, was du aus Liebe tust, gut sein. Ich zitiere diese Aussage Augustins nun in ihrem Zusammenhang und erlaube mir, einen Satz hinzuzufügen: „Liebe und tu, was du willst! Wenn du schweigst, schweige aus Liebe; sprichst du, so sprich aus Liebe; wenn du tadelst, tadle aus Liebe; wenn du verzeihst, verzeih aus Liebe; (wenn du einem Menschen körperlich nahe sein willst, so tue es aus Liebe). Die Wurzel der Liebe soll das Innerste deines Herzens sein: aus dieser Wurzel kann nichts als Gutes hervorkommen.“ (Augustin, 1938, 99)

“Can Love be a Sin?” Theological reflections on love, sexuality, spirituality and sin

Summary: With regard to the ambivalence of love which can lead to highest fulfilment, but also plunge into destructive self-submission and addiction at first the relation of love and sin is asked for. From biblical viewpoint authentic love can not be sin, because she is founded in God, whose very nature is love. Sin on the other hand means separation from God. – In the second part of the article the relation of spirituality and sexuality is at stake. At first the development of the negative attitude towards the carnal and sexual dimensions of human life in Christianity is sketched. Then the recent rediscovery of those dimensions and the revision of the Holy Spirit as a power of life come into view. As a consequence of that shift

the relation between sexuality and spirituality became relevant in a new way. As a creative, vitalizing, energizing, healing power the spirit of God pervades the human being in its wholeness of body and soul. That includes also the heavenly ecstasies of sexuality.

Key words: spirituality, sexuality, sin, love

Literatur

Augustin (1938): Gott ist die Liebe. Die Predigten des Hl. Augustinus über den 1. Johannesbrief. Übersetzt und eingeleitet von F. Hofmann, Freiburg/Br.

Benedict XVI. (2005): Enzyklika „Deus caritas est“. An die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe, Rom.

EKD (1996): Mit Spannungen leben. Orientierungshilfe des Rates der EKD, Hannover.

Frisch, M. (1950/2007¹¹): Tagebuch 1946–49, Suhrkamp, Frankfurt.

Fromm, E. (1976/2003¹²): Haben und Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, DVA Stuttgart (jetzt Ueberreuter, Wien 2006).

Fromm, E. (2005¹³): Die Kunst des Lebens zwischen Haben und Sein (hg. von Rainer Funk), Herder, Freiburg/Br.

Fromm, E. (2003): Die Kraft der Liebe. Über Haben und Sein, Liebe und Gewalt, Leben und Tod, Diogenes, Zürich.

Fromm, E. (1956/2001¹⁴): Die Kunst des Liebens, Ullstein, Frankfurt a.M. (jetzt u. a. Manesse Verlag, Zürich 2004).

Johannes Paul II. (1981): Apostolisches Schreiben. „Familiaris Consortio“ an die Bischöfe, die Priester und die Gläubigen der ganzen Kirche über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute, vom 22. November 1981

Katholisches Bibelwerk (Hg) (2001): Liebe und Eros zur Zeit der Bibel (Welt und Umwelt der Bibel,

Keel, O. (2005): Die Heilung des Bruchs zwischen kanaanäischer und israelitischer Kultur, in: ders. u. a.: Vertikale Ökumene, Stiftung Bibel + Orient, Freiburg/CH.

Nietzsche, F. (1883/85): Also sprach Zarathustra (Werke 4), dtv, München/de Gruyter, Berlin 1999.

Nietzsche, F. (1886): Jenseits von Gut und Böse (Werke 5), dtv, München/de Gruyter, Berlin 1999.

Schmidt, W. H. u. Delling, G. (1971): Wörterbuch zur Bibel, Furche Verlag, Hamburg/Theologischer Verlag, Zürich.

Welker, M.: Gottes Geist. Theologie des Heiligen Geistes, Neukirchener Verlag, Neukirchen.

Prof. Dr. Reinhold Bernhardt
Theologische Fakultät, Universität Basel
Nadelberg 10, CH-4051 Basel
Reinhold.Bernhardt@unibas.ch
www.unibas.ch/theologie/PersBernhardt.html